

eingehend mit der Frage der Landverteilung befaßte. Die Bischöfe sind keineswegs gegen die Bodenreform, verlangen aber, daß dabei Recht und Billigkeit gegen alle gewahrt werde, sowohl gegen die Großgrundbesitzer als die Neusiedler und Landarbeiter. Die Reform von 1953 jedoch, so führten die Bischöfe aus, ist zwar ihrem Leitgedanken nach annehmbar, entartete aber in der Praxis in eine Agrarrevolution nach kommunistischem Muster. Nach einer Regierungsstatistik erhielten besitzlose Indianer zwischen dem August 1953 und dem 31. Juli 1956 7705 Landlose zugeteilt; vom 7. August 1956 bis 31. Juli 1957 wurden weitere 6135 Lose verteilt. Aber die Bürokratie und geriebene Geschäftsmacher behandeln die neuen Landbesitzer schlechter, als es die früheren Gutsherren taten. Der Hirtenbrief wirft den Regierungsstellen Nachlässigkeit und Mißbrauch vor. Alle, die Regierung und das Volk, werden aufgefordert, für eine bessere Zukunft zusammenzuarbeiten. Vor allem aber sind die Katholiken gerufen, wirksam zur Rettung Boliviens beizutragen. Mit bloßer Kritik und Verneinung ist nichts gewonnen. Was nützt, sind Beispiele der Zucht, harter Arbeit und eines ehrenhaften Wandels. (Vgl. „America“ 22. März 1958, S. 716 ff.)

UMSCHAU

Zum Lob der Musik

In der unabsehbaren Weite der sichtbaren Schöpfung ist der Mensch das einzige Wesen, das sich selbst zu verstehen sucht. Der Mensch lebt zwar immer schon in der Welt, wenn er zu fragen und damit auch schon zu hoffen beginnt, aber insofern er nach seinem eigenen und dem Ursprung der Welt, nach dem Sinn des Seienden im Ganzen fragt und fragen muß, hat er die Welt schon überschritten und hinausgeblickt in die Unendlichkeit des Geistes. So gehört der Mensch in seiner Grundverfassung wesentlich zwei Ordnungen an: ein Kind dieser vergänglichen Erde und ein Mensch der Sehnsucht und des Verlangens nach der unbegrenzten, unausschöpfbaren Tiefe des Seins, nach Gott, der alles in allem ist und auch dort noch bezeugt wird, wo der Mensch ihn verneint oder vergessen hat.

Religion, Kunst und Philosophie sind nun seit dem Beginn der menschlichen Geschichte vor aller Wissenschaft und

Technik das Ausdrucksfeld dieses pilgernden Lebens, das überall nach Anbetung und Heimkehr drängt. Nur weil der Mensch zweideutig, das heißt die Grenzlinie zwischen Welt und Gott, Zeit und Ewigkeit ist, gibt es sie. Und es sind nicht nur die Urworte der großen Dichter, die den Menschen widerspiegeln in seiner unaufhebbaren Einheit von Geist und Fleisch, von Transzendenz und Anschauung, von Metaphysik und Geschichte, sondern innerhalb der Selbstauslegung des Menschen gehört die Musik zu den mächtigsten Zeugen der Aufgebrochenheit der Menschennatur für das unendliche Licht.

Was sie eigentlich ist, wer vermag es zu sagen? Vielleicht führen uns einige Denker, die wir nun in unserer Besinnung über die Musik und das menschliche Dasein aufrufen wollen, wenigstens in die Nähe ihres Wesensgrundes.

Platon hat schon viel von ihrem Wesen erkannt, wenn er im „Staat“ von der Musik sagt, daß die Erziehung durch sie darum die vorzüglichste sei, weil der Rhythmus und die Harmonie am

meisten in das Innerste der Seele dringe und sie am stärksten erfasse. Und wenig später kommt er noch einmal an einer entscheidenden Stelle auf sie zurück, indem er sich gegen die Einführung einer neuen Art Musik stellt, weil das Ganze dadurch in Gefahr komme, „denn nirgend wird an den Weisen der Musik gerüttelt, ohne daß die wichtigsten Gesetze des Staates mit erschüttert würden“.¹ Für Platon gehört die Musik nach der Philosophie zusammen mit der Rechen-, Zähl- und Sternkunde zu jenen Mitteln, mit denen der Mensch über die Welt des Werdens emporstrebt zum Ursprung alles Guten, der nur von den Liebenden erkannt wird.

Mehr als zweitausend Jahre später ist der große *Newman* tief in das Wesen der Musik eingedrungen. Er, der selbst gern die Geige spielte und Beethoven über alles liebte, kommt in einer seiner berühmten Universitätspredigten, die darauf ausgerichtet waren, in einer fast völlig vom Positivismus beherrschten Zeit wieder den Sinn für Gott in den Menschen zu wecken, auch auf die Musik als eines unter den „großen, unbekannten Wundern“ innerhalb der irdischen Ökonomie zu sprechen:

„Was offenbart sich in vollkommenster Weise in den harmonischen Klängen eines Instruments? Sieben Töne sind in der Tonleiter, verdoppelt sie, und wie dürrtig bleiben immer noch diese Mittel im Vergleich zu dem ungeheuren Zweck. Welche Wissenschaft erreicht so viel mit so geringem Werkzeug? Aus welch armseligen Elementen schafft hier ihr großer Meister seine neue Welt! Sollen wir annehmen, daß all diese überreiche Erfindungsgabe nur eine gewisse Qualität, ein Kunstgriff ist, wie etwa ein Spiel oder die Mode des Tages, ohne Wirklichkeit und ohne Bedeutung? Wir können das tun und werden vielleicht dann die Wissenschaft der Theologie auch nur eine Sache von Worten nennen; und doch, wie in der Theologie

der Kirche eine Göttlichkeit ist, die keiner, der sie fühlt, mitteilen könnte, so ist es auch in den wunderbaren Schöpfungen der Erhabenheit und Schönheit, von denen ich spreche. Für viele Menschen sind schon die Worte, die die Wissenschaft braucht, unverständlich. Von einer Idee oder einem Subjekt zu sprechen, scheint ihnen kleinlich und lächerlich; kindische Übertreibung, wenn sie von Ausblicken hören, die diese uns eröffnet. Und doch, sollte es möglich sein, daß die unerschöpfliche Entfaltung und Anordnung der Noten, so reich und doch so einfach, so kompliziert und doch so geordnet, so verschiedenartig und so majestätisch, nichts anderes wäre als ein Klang, der vorübergeht und verweht? Ist es möglich, daß die geheimnisvolle Bewegung des Herzens, die starke Erregung, die seltsame Sehnsucht nach, wir wissen nicht was, die gewaltigen Eindrücke von, wir wissen nicht woher, daß all dies in uns durch etwas bewirkt wird, wohin-ter nichts steckt und das in sich selbst kommt und geht, beginnt und endet? Das ist nicht so; es kann nicht sein! Nein, es kommt aus höheren Sphären; es ist das Ausströmen ewiger Harmonie durch das Mittel geschaffener Töne; es ist ein Echo aus unserer Heimat; es ist der Jubel der Engel, das Magnifikat der Heiligen, das lebendige Gesetz der göttlichen Herrschaft oder der göttlichen Attribute; es ist noch etwas anderes neben seinem eigenen Sein, etwas, was wir nicht begreifen, nicht aussprechen können, — obgleich der sterbliche Mensch, und er vielleicht nur darin vor seinen Mitgeschöpfen ausgezeichnet, die Gabe hat, diese Wunderkraft zu erwecken.“²

In unserer Zeit hat *Karl Barth*, der führende Theologe der evangelischen Welt, in seiner „Kirchlichen Dogmatik“ im Blick auf *Wolfgang Amadeus Mozart* vom guten Urklang der Schöp-

¹ *Platon*, *Der Staat*, III. Buch, 401 D und 424 B-425 A.

² *John Henry Newman*, 15. Universitätspredigt, zit. nach der Ausgabe des *Matthias Grünewald-Verlages*.

fung gesprochen, die gerade das Wesen der Mozartschen Musik wie keine sonst auszeichne:

Mozart „hatte eben das gehört und läßt den, der Ohren hat zu hören, bis auf diesen Tag eben das hören, was wir am Ende der Tage einmal sehen werden: die Schickung im Zusammenhang. Er hat wie von diesem Ende her den Einklang der Schöpfung gehört, zu der auch das Dunkel gehört, in welchem aber auch das Dunkel keine Finsternis ist, auch der Mangel, der doch kein Fehler ist, auch die Traurigkeit, die doch nicht zur Verzweiflung werden kann, auch das Düstere, das doch nicht zur Tragik entartet, die unendliche Wehmüt, die doch nicht unter dem Zwang steht, sich selbst absolut setzen zu müssen — aber eben darum auch die Heiterkeit, aber auch ihre Grenzen, das Licht, das darum so strahlt, weil es aus dem Schatten hervorbricht, die Süßigkeit, die auch herbe ist und darum keinen Überdruß nach sich zieht, das Leben, das das Sterben nicht fürchtet, aber sehr wohl kennt... Er hörte nie abstrakt nur das Eine. Er hörte *konkret*, und so waren und sind seine Hervorbringungen *totale* Musik. Und indem er die Geschöpfungswelt ganz ohne Ressentiment und unparteiisch hörte, brachte er eigentlich nicht seine, sondern ihre eigene Musik hervor, ihr doppeltes, aber doch übereinstimmendes Gotteslob.“³

Auf eine ganz andere Weise wurde der jüdische Dichter Franz *Kafka* in der vermutlich letzten Erzählung aus seiner Feder, in den „Forschungen eines Hundes“, vom erschütternden Anspruch der Musik bis ins Mark getroffen. Es ist gut, auf diese Stimme zu hören, sie ist wie ein Kontrapunkt zu all dem, was Platon, Newman und Karl Barth über das Wesen der Musik gesagt haben. Schöpfen sie aus dem Erlebnis der unaßbaren Fülle der Wirklichkeit, so

kommt Kafkas Zeugnis aus einer metaphysisch entleerten Welt. Dieser Mensch ist vollständig auf sich selbst zurückgeworfen und oft scheinen die eisigen Wogen der Verzweiflung über diesem Leben fern von Gott zusammenzuschlagen. Aus der „weiten leeren Welt, aus dieser Welt der Lüge, wo sich niemand findet, von dem man die Wahrheit erfahren kann“, will sich kein Ausweg mehr zeigen. Aber der Hund, bei Kafka das Symbol für den unerbittlich und ruhelos fragenden Menschen, kann seinen Hunger nicht vergessen. Er läuft lange „in Vorahnung großer Dinge“ durch die Finsternis. Da vernimmt er in der Stille eines Morgens eine „von allen Seiten, von der Höhe, von der Tiefe, von überallher kommende, den Zuhörer in die Mitte nehmende, überschüttende, erdrückende, über seiner Vernichtung noch in solcher Nähe, daß es schon Ferne war, kaum hörbar noch Fanfaren blasende Musik...“ Der früher hilflos ins Leere schnappende Hund gerät außer sich, der Melodie kann er nicht widerstehen.

„Immer stärker wurde sie: Ihr Wachsen hatte vielleicht keine Grenzen, und schon jetzt sprengte sie mir fast das Gehör. Das Schlimmste aber war, daß sie nur meiner wegen vorhanden zu sein schien, diese Stimme, vor deren Erhabenheit der Wald verstummte, nur meiner wegen; wer war ich, der ich noch immer hier zu bleiben wagte und mich vor ihr breitmachte in meinem Schmutz und Blut? Schlotternd erhob ich mich, sah an mir herab; so etwas wird doch nicht laufen, dachte ich noch, aber schon flog ich, von der Melodie gejagt, in herrlichsten Sprüngen dahin. Meinen Freunden erzählte ich nichts, gleich bei meiner Ankunft hätte ich wahrscheinlich alles erzählt, aber da war ich zu schwach, später schien es mir wieder nicht mitteilbar.“⁴

³ Karl Barth, *Kirchliche Dogmatik*, ausgewählt und eingeleitet von Helmut Gollwitzer, Fischer-Bücherei 1957, S. 148.

⁴ Franz Kafka, *Forschungen eines Hundes*, in: *Beim Bau der chinesischen Mauer*. Herausgegeben von Max Brod und Hans Joachim Schoeps, Gustav Kiepenheuer-Verlag, Berlin 1948, S. 153 und 199.

So erfährt auch Kafka in seiner grenzenlosen Einsamkeit von weit her und von hoch herab durch die Musik die wunderbare und unwiderstehliche Schönheit einer anderen Welt. Sie erschließt diesem Menschen eine Wirklichkeit, die ihn in die Knie zwingt, die seine Sehnsucht endlich trifft und ihn zugleich in den Jubel des Schweigens führt, der über alles hinausgeht, was der Mensch sonst erleben mag. Wie verschieden die Ausgangspunkte von Platon, Newman, Barth und Kafka auch sein mögen, in der Tiefe dessen, was sie hören, berühren sich alle; denn alle werden ergriffen vom Geheimnis einer Ordnung und eines Rhythmus, der aus der Überwelt, aus der Transzendenz mit königlichen Schlägen kommt; es ist „das lebendige Gesetz der göttlichen Herrschaft“, es ist der festliche Zusammenklang von all dem, was ist, nicht das Vernehmen dieser oder jener Stimme, sondern das ursprungshafte Erklängen des Ganzen zumal; es ertönt in solcher Musik immer mehr, als der Mensch begreift, sie „überkommt“, sie erschüttert, reinigt und beglückt ihn, sie nimmt ihn in Anspruch und macht den Menschen, dieses seltsame Wesen zwischen Finsternis und Licht, zum Zeugen für das gewaltige Ja und Amen, mit dem Gott unaufhörlich die im Ursprung gute Schöpfung erhält.

Wer daher je einmal Musik unserer großen Meister wirklich gehört, das heißt sich in ihre Dimension hinein freigegeben hat, der kann nie mehr ganz verzweifeln, weil er nun jenseits aller Beweise der Vernunft mit dem Herzen weiß, daß selbst noch alle Qual, alles Unerlöste und Bittere des menschlichen Daseins der Verwandlung fähig und der Mensch — ausgespannt zwischen Erinnerung und Verheißung — nicht für immer in den Staub zu werfen ist. Musik in diesem Sinn kündigt vom Äußersten, was der Mensch vermag: sich offen zu halten für das Mysterium des Seins, dem der Mensch schon auf dem Weg durch die Welt zugeeignet ist und dem

er doch noch in Trauer und Freude entgegenwandert, solange er im sterblichen Fleische lebt.

Walter Strolz

Gibt es einen materialistischen Humanismus?

Das Problem ist: Kann man zugleich Materialist und Humanist sein? Es ist dies keine müßige Frage, ausgedacht in der Studierstube, sondern eine, die sich als Schicksalsfrage der Gegenwart stellt, insofern in ihr das Problem einer Zusammenarbeit zwischen Westen und Osten mitgestellt ist.

Wir verstehen unter Humanismus nicht erstlinig die Pflege klassischer Bildung (Studium der griechischen und römischen Schriftsteller), noch weniger den Glauben an eine autonome Selbstherrlichkeit des Menschen, sondern ganz allgemein die Überzeugung von der geistigen Würde des Menschen, die Tatsache seiner übersinnlichen Erkenntnis und seiner Selbsterkenntnis, seinen Vorrang gegenüber seiner nichtmenschlichen Umwelt, seine Freiheit und seine ethische Bestimmung — und das Streben nach einem Leben, das heißt Denken, Fühlen und Handeln, das dieser Würde entspricht.

Diese Umschreibung des Humanismus scheint nun von vornherein auszuschließen, daß ein Materialist humanistisch sein könne. Indes liegen die Dinge, wie Albert Dondeyne eindringlich vorstellt, nicht so einfach.¹ Dann nämlich, wenn in der Schicht des unmittelbar Erlebten oder der Ebene der Existenz die Unterschiede und die Vielfalt der Gegebenheiten anerkannt werden und sich der Materialismus nur in der philosophischen Deutung der unmittelbaren Erfahrung des alltäglichen Lebens ausdrückt, d. h. in der Rückführung auf letzte metaphysische Ur-Sachen. Es sind

¹ Albert Dondeyne (Professor an der Löwener Universität): Die Existenz Gottes und der zeitgenössische Materialismus, in „Gott, Mensch, Universum“, Graz-Wien-Köln 1956, S. 25.